

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 18808. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabenden).

Inserate kosten die 6gespaltene Petitzeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 3.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

Die Frankfurter Zeitung sieht sich zu dem Geständnis genötigt, daß die vom Balkenblock beschlossene Wänderung des Majestätsbeleidigungsparagraphen ein Flasko bedeutet.

Der internationale Bergarbeiterkongress beschloß eine Resolution zugunsten des Weltfriedens.

In Japan wurden durch Ueberschwemmungen eine Anzahl Städte und Dörfer fortgeschwemmt und viele Menschenleben vernichtet.

Liberia.

Leipzig, 13. August.

Europa soll wieder mal bedroht sein. So kann man in französischen und auch manchen deutschen Blättern lesen, und nun gar bedroht sein von einem Punkte aus, von dem nur gute Geographen mehr als den Namen kennen.

Am Liberia, die Negerrepublik an der Pfefferküste Afrikas, entstand ein diplomatischer Streit. Das ungesunde Land, in dessen Klima die Europäer nicht leben können, mit seinen circa zwei Millionen Einwohnern, leidet an Geldmangel, was auch bei seiner unentwickelten ökonomischen Verhältnissen kein Wunder ist. Um den Mammon leichter zu bekommen, wandte es sich an die Vereinigten Staaten, mit denen es durch die Art seiner Abstammung gewissermaßen verbunden ist. Liberia war nämlich von amerikanischen Menschenfreunden im Jahre 1822 als Staat befreiter Negerklaven gegründet worden. Die Vereinigten Staaten zeichnen sich zwar durch keine Negerliebe aus, umgekehrt, sie besaßen sich mehr als einmal in den letzten Jahren durch Negerverfolgungen. Aber welche Wunder schafft nicht der Imperialismus... wenn er Appetit hat! Beginnen sich deutsche Imperialisten in die Seelen der Chinesen zu verpflanzen, um sie zu schröpfen, so kommt es den amerikanischen nicht schwerer an, ihr negerfreundliches Herz zu entdecken. Und so sandte Herr Taft, der amerikanische Präsident, seit dessen Amtsantritt das Interesse der amerikanischen Kapitalisten für Westpolitik sich in so unruhigen Formen äußert, eine Kommission nach Liberia, die mit dem Ergebnis zurückkam, es lohne sich, die Liberia-Neger zu beglücken. Auf Grund dieses Gutachtens will Amerika eine Anleihe in der Höhe von 8 Millionen Pfund organisieren, um dafür eine Aufsicht über Liberias Finanzen und eine Kohlenstation in Monrovia, der Hauptstadt Liberias, zu bekommen.

Dieser Plan der Vereinigten Staaten hat, wie gesagt, einen kleinen Sturm in der europäischen Kapitalistenpresse entfacht. Am energischsten tritt dagegen der französische Offiziosus, der Temps, auf. Frankreich grenzt mit seinen afrikanischen Besitzungen an Liberia, und es brennt durch die wiederholten Grenzüberschreitungen, daß es nicht übel Luft hat, mit der Zeit auch hier seinen Besitz „abzurufen“. So ist es kein Wunder, daß ihm die Aussicht der allmählichen Uebernahme Liberias — denn damit enden gewöhnlich die Protektorate — durch die Vereinigten Staaten nicht übermäßig erfreulich ist. Die Energie und Schroffheit, mit denen der Temps auftritt, beweisen, daß Frankreich gewillt ist, vieles aufzubieten, um sich den unangenehmen Nachbarn vom Hals zu schaffen. Die Presse Englands, dessen Kolonie Sierra Leone Liberia im Nordwesten begrenzt, poltert zwar nicht so hysterisch, aber es legt auch Verwahrung gegen die amerikanischen Pläne ein. Wenn die Rücksicht auf Amerika, diesen guten Warenabnehmer und Nachbarn Kanadas, wie auch die verhältnismäßig geringe Bedeutung dieses Westwinkels für England der englischen Presse eine weise Beschränkung auferlegt, so ist jedoch das Auftauchen des amerikanischen Plans für England von einer noch größeren — wenn auch in diesem Falle nur symptomatischen — Bedeutung. Es zeigt sich nämlich, daß das britische Kolonialreich nicht nur von dem Aufschwung Deutschlands bedroht wird. Die Tatsache, daß das amerikanische Kapital über seinen unermesslichen inneren Markt hinauswächst, daß es sich nicht nur in China interressiert fühlt, wo es dank der jetzigen Mächtegruppierung für das Prinzip der offenen Tür wirkt, also keine imperialistischen Pläne zu haben scheint, sondern nach Afrika übergreift, um hier in Liberia den Anfang einer kolonialistischen Politik zu machen, eröffnet keine angenehmen Aussichten für England. Weiterblickende englische Politiker haben schon früher einmal diese Aussichten mit sehr unangenehmen Gefühlen betrachtet, haben sie aber aus Rücksicht auf die „deutsche Gefahr“, die ihnen augenblicklich größer als die amerikanische erscheint, nicht an die große Glocke gehängt.

Die Liberiafrage wird dem englischen Publikum die Gefahr des amerikanischen Imperialismus zum Bewußtsein bringen und ihm zeigen, daß die Monopolstellung Englands als einer Weltmacht von mehreren Seiten — nicht nur der deutschen — bedroht ist. Und dies ist die wichtigste weltpolitische Seite der ganzen Liberiafrage. Sie bestimmt auch die Haltung der deutschen imperialistischen Presse. Mit Ausnahme einiger speziell alldeutscher Blätter bewertet sie die Liberiafrage von dem Standpunkt aus, daß sie eine Spannung zwischen England und den Vereinigten Staaten verursachen kann, was die weltpolitische Lage Deutschlands stärken würde. Sie erklärt, Deutschland habe nichts gegen die Pläne der Vereinigten

Staaten und im stillen frohlockt sie über die saure Miene Englands. Das ist die weltpolitische Bedeutung der Angelegenheit. Sie hat aber für die Sozialdemokratie noch eine andre Seite. Die kapitalistische Presse Deutschlands sieht in dem Liberia-Fall einen Beweis dafür, daß Sklaven ewig Sklaven bleiben, auch wenn ihnen die Freiheit geschenkt wird. Im Jahre 1822 wurden sie von dem Joch befreit und im Jahre 1910 wollen sie ins Joch zurück. Sie waren nicht imstande, ihre Freiheit auszunutzen — sagen die zivilisierten Breitmenschen, und glauben damit der Haltung der Sozialdemokratie in der Kolonialpolitik einen Stoß versetzt zu haben. Dieses Argument der kapitalistischen Presse steht auf gleicher Stufe mit ihrer Widerlegung des Sozialismus durch den Bankrott verschiedener „sozialistischer“ Kolonien. Die Sozialdemokratie behauptet, und mit ihr behaupteten es gute Kenner „wilder“ Völker, wie Livingstone, daß die Naturvölker sich wohl emporarbeiten können, wenn ihnen wahre Zivilisation von Leuten gebracht würde, die ein Interesse an der Entwicklung, aber nicht an der Ausbeutung der Neger haben. Das ist natürlich unter kapitalistischen Verhältnissen unmöglich, und im heutigen Liberia erst recht. Die 18 000 Nachkommen der aus Amerika zugewanderten Neger beherrschen die zwei Millionen zugewanderter Neger streng nach dem Muster ihrer früheren amerikanischen Herren. Ist es da ein Wunder, daß unter der Herrschaft dieser Negerkapitalisten die Negermasse sich noch nicht zum Verständnis der wundertischen Philosophie entwickelt hat? Dabei darf man aber die Stufe der selbst von dieser Masse schon erreichten Kultur nicht unterschätzen, wie C. L. S. R. C. L. S., der große Geograph, entgegen den Berichten der landläufigen Globe-traveller, schildert. Die Tatsache, daß der Kannibalismus in Liberia seit vierzig Jahren ausgerottet ist, beweist, daß selbst eine kapitalistische Selbstregierung der Neger sie vorwärts bringt. Daß aber ihr finanzieller Dalls ein Beweis für das Gegenteil ist, wird wohl keiner behaupten wollen, wenn man nicht die Griechen und andre Balkanstämmen, die manchen Staatsbankrott zu verzeichnen haben, als wilde Völker behandeln will. Rom Deutschen Reichs ganz zu schweigen.

Zweierlei Taktikkampf.

Vor einigen Monaten wurde die Aufmerksamkeit der Genossen durch eine Debatte über die Taktik der Partei in Anspruch genommen, die sich vor allem um die Anwendung des Massenstreiks bewegte. Dabei wurde namentlich von der Genossin Rosa Luxemburg hervorgehoben, daß der Kampf um das preußische Wahlrecht jetzt die Hauptaufgabe der Partei sein muß, und sie griff die führenden Parteinstanzen an, die diesen Kampf gegen die Reichstagswahl zurückstellen wollen. Da trat auf

Seuilleton.

Das Haus Michael Senn.

Ein Tiroler Roman von Rudolf Greinz.

Nachdruck verboten.

Der alte Senn machte heute früher als gewöhnlich Betarabend. Er ging heute nicht zu seinem Dämmer-schoppen zum „Elefanten“ oder zur „Traube“, wie sonst. Er hätte es nicht ertragen, unter ihm gleichgültigen Menschen zu sein.

Michael Senn wanderte über den Domplatz und die stillen Gassen hinaus ins Freie. Den Esack entlang, durch die mit Weiden bestandenen Auen, weit ins Tal hinunter, bis er keinen Menschen mehr sah. Die Abendnebel senkten langsam ihr leichtes Dunstgewebe über Tal und Stadt.

Der alte Mann hatte heute ein großes Leid erfahren. Das größte in seinem Leben. Daß der Franz von ihm die Uebergabe verlangte, das hätte er ihm nicht verargt. Aber die Art und Weise, in der ihm der Sohn gegenübertrat, ließ ihn neuerdings erkennen, wie fremd ihm dieser geworden war. Die Frau des Sohnes, dieser Eindringling in sein altes hochgeachtetes Haus hatte trotz allem viel mehr Gewalt über den Franz, als sein eigener Vater.

Diese Frau hatte ihm den Sohn noch mehr entfremdet, als er es schon früher war. Sie hatte den Franz reich gemacht. Der alte Senn empfand es als eine Noth, wie sein Sohn zu ihm geredet hatte. Dieser Sohn, den er über alles liebte, dem er nie einen Wunsch versagte und den er an nichts in seinem Leben hinderte. Auch damals nicht, als er es vielleicht hätte tun sollen. Damals, als der Franz heiratete.

Eine innere Stimme hatte den alten Senn vor der Braut seines Sohnes gewarnt. Er achtete nicht darauf,

Der Franz sollte mit dem Mädel glücklich werden, wenn es sein Wunsch war — und wenn der alte Senn die Lina auch hundertmal nicht leiden mochte.

Heute warnte ihn dieselbe innere Stimme, er solle das Geschäft nicht übergeben. Es sei der Untergang des Hauses, wenn er es tue. Der Franz sei zu schwach und würde sich von seinem schlauen Weib völlig unterjochen lassen.

Mit übergeben! Mit übergeben! sprach die Stimme in dem alten Mann. Michael Senn kämpfte schwer mit sich. Mit übergeben! Nur mit übergeben! Er wehrte sich vielleicht doch nur aus dem einen Grund, weil er stets der Herr bleiben wollte. Wie es ihm der Franz vor einer Stunde vorgeworfen hatte. Vielleicht war er doch selbstsüchtig. Der Franz war ja schließlich kein Kind mehr und war auch in der Welt herumgekommen. Viel mehr als der alte Senn selber. Und als Michael Senn in dem gegenwärtigen Alter des Franz stand, hatte er schon jahrelang das Geschäft allein und tadellos geleitet. Warum sollte der Franz das nicht auch können?

Die Nacht dunkelte immer tiefer herein. Eine laue, regenschwere Luft umwehte den alten Senn. Heute fühlte er sich zum erstenmal in seinem Leben alt. Er war ja nun auch überflüssig geworden. Wie manches andre alte Zeug.

Ob Franz an der Seite einer andern Frau ebenso mit ihm gesprochen hätte? War es überhaupt eine demütigende Stellung, die der Franz bei ihm einnahm? Nein, nein und wiederum nein! Er war ja Herr so gut wie sein Vater. Konnte mit demselben Recht anfragen wie der alte Senn. Und wenn er's nicht tat, so war das seine Sache. Michael Senn wäre ihm gewiß nicht hindernd in den Weg getreten, wenn er das Geschäft nach seinem Geschmack umgestaltet hätte. Gewiß nicht. Nur als Freund und Berater wäre ihm der Vater gern zur Seite gestanden. Aber der Sohn brauchte ihn ja nicht, hatte kein Vertrauen zu ihm. Michael Senn war in dem Leben seines Sohnes nicht nur überflüssig geworden, son-

dern sogar ein Stein des Anstoßes, den man beiseite räumt.

Das tat dem alten Mann in der Seele weh. Eilig, fast atemlos rannte er in die aufsteigende Nacht hinein.

Am Himmel standen schwere Wetterwolken. Nur da und dort funkelte ein vereinzelter Stern. Aus der Ferne glitzerten die Lichter der Stadt. Die Weiden, die an dem schmalen Weg zwischen dem Esack und der Au standen, bogen sich in dem feuchten Wind. Daneben rauschte der Esack, dessen helle Wasser in der einbrechenden Nacht schwarzgrau waren. Die Umrisse der Berge verschwammen hoch droben in dem Nachthimmel.

Und Michael Senn ging seinen Weg weiter. Er fühlte sich einsamer und verlassen, als alle die Jahre hindurch. Da hatte er wenigstens noch die Hoffnung gehabt, der Franz werde eines Tages zu ihm kommen und bei ihm die Liebe suchen, die wie ein unbefohener Schatz in dem alten Mann schlummerte.

Von heute ab wußte es Michael Senn bestimmt, daß der Sohn sein Leben lang nie mehr zu ihm kommen würde. Weil er den Vater nicht kannte, weil er auch gar keine Sehnsucht verspürte, ihn kennen zu lernen. Sein Vater war ihm gleichgültig. Mehr als gleichgültig. Im Weg. Ein Hindernis.

Das waren die immer wiederkehrenden Gedanken, die den alten Senn quälten und ihn hinaustrieben in die Nacht. Drüben über den Pustertaler Bergen ballten sich immer dichtere Wetterwolken. Vereinzelte Blitze zuckten durch das Tal.

Als die ersten schweren Regentropfen fielen, machte sich Michael Senn auf den Heimweg. Nicht weil ihn das Wetter gestört hätte. Schier unbewußt lehrte er um. Er fühlte sich müde, als wenn er den anstrengendsten Weg hinter sich hätte.

Als er auf den Domplatz kam, schlug es non den Türmen neun Uhr. Michael Senn konnte sich nicht entschließen, in sein Haus zu gehen. Eine tiefe Beklemmung